



Leseprobe

Hubert Messner, Lenz Koppelstätter

Eine gute Zeit zu leben

Die Welt ist besser, als wir denken - Das Leben in die Hand nehmen und die Zukunft gestalten – Warum wir allen Grund für Optimismus haben

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 176

Erscheinungstermin: 14. Juni 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Corona, Krieg, Klimakrise – ist unsere Welt aus den Fugen geraten? Dürfen wir noch optimistisch in die Zukunft blicken? Können wir unseren Kindern diese Welt noch zumuten? Im Leben des Frühchen-Mediziners und Abenteurers Hubert Messner ging es oft um Leben und Tod. Aus eigener Erfahrung weiß er: Es kommt auf uns selber an, wie wir Hindernisse und Schwierigkeiten meistern. Krisen gehören dazu – sie sollten uns nicht aus der Bahn werfen. Schon gar nicht heute. Denn noch nie in der Menschheitsgeschichte gab es eine Zeit, in der es uns so gut ging wie jetzt und in der die Zukunft so sehr in unseren eigenen Händen lag. Und in den Händen der nächsten Generation.

Unser Lebensglück steckt nicht in einem komfortablen Leben ohne Hindernisse, sondern in der Selbstbestimmung, in der Freiheit, unser Leben individuell zu planen und zu gestalten, selbstbestimmt Erfahrungen und Erlebnisse zu sammeln.

Hierfür braucht es lediglich etwas Mut und Eigeninitiative. Für Hubert Messner ist klar: Das Leben ist lebenswert. Nach wie vor und mehr denn je!

HUBERT MESSNER
LENZ KOPPELSTÄTTER

EINE
GUTE ZEIT
ZU LEBEN

INHALT

1 Was ist los mit unserer Welt?	7
2 Eine gute Zeit zu leben	23
Hoffnung – trotz allem	23
Von den Kleinen lernen	37
Ach, diese Jugend ...	53
Das große Abenteuer	68
3 Keine Angst vor morgen	87
Wollen wir wirklich ewig leben?	87
So soll es sein	104
Gute Ärzte braucht die Welt	120
Wo alles endet – und neu beginnt	135
4 Das Glück, das zählt	153
Dank	171
Literatur	173

1

WAS IST LOS MIT UNSERER WELT?

In was für eine Welt werden unsere Kinder da nur hineingeboren? Diese Frage! Immer und immer wieder wird sie mir gestellt. Von werdenden Müttern, werdenden Vätern. Kinder in diese Welt setzen? Ist das nicht verantwortungslos? Wozu ein Kind, wenn die Welt doch so ein schrecklicher Ort ist?

Klimakrise, Corona, Krieg. Wir leben in schwierigen Zeiten, da kommen solche existenziellen Fragen auf, das ist ganz natürlich. Ebenso wie die Sehnsucht nach Besserung. Manchmal auch nach verklärter Vergangenheit.

Eine Vergangenheit, in der Kinder eine Selbstverständlichkeit waren. Ein sozialer Imperativ. Und heute? Sind sie es mehr denn je! Sie waren, sind und bleiben der Kern der Gesellschaft, auch wenn sich die Familienstruktur über die Jahre verändert hat, soziale Netzwerke weggefallen sind.

Die Debatte zur Ethik des Kinderkriegens ist nicht neu, wir führen sie seit über einem halben Jahrhundert – tragen sie in unserer postmodernen Zeit von Krise zu Krise. Keine Krise hat uns jedoch, zum Glück, zu dem Schluss kommen lassen, dass Kinder nicht *Zukunft* bedeuten, auch wenn die Frage, ob Kind oder nicht, schlussendlich stets eine persönliche, individuelle bleibt.

Eines ist klar: Es sind unsere Kinder, die nächsten Generationen, die in Zukunft etwas bewegen werden, sie haben die Kraft dazu – die Kraft, auch Krisen zu überwinden.

Es ist an uns, ihnen die Wege dafür zu ebneten.

Wir haben oftmals einen verklärten Blick auf das Vergangene, auf das *Damals*, das allerdings niemals so war, wie wir es heute manchmal herbeisehnen. Noch nie in der Geschichte der Menschheit hatte ein Neugeborenes so viele Chancen, ein schönes, erfolgreiches, glückliches, bereicherndes, gutes Leben zu führen, wie heute. Es gab in der Menschheitsgeschichte noch keinen Tag, an dem ein Kind so sicher, so gut betreut und behütet auf die Welt kommen konnte, wie es heutzutage der Fall ist.

Das Heute ist besser als das Gestern. Alleine schon deshalb, weil die Wahrscheinlichkeit, dass Babys und Kinder versterben, auf ein Minimum reduziert wurde. Die Startrampe ist geebnet. Die Voraussetzungen dafür, gesund und voller Energie ins Leben zu gehen, um das Beste daraus zu machen, könnten besser nicht sein. Waren niemals besser. *Früher* ganz sicher nicht.

Was ist also los mit unserer Welt?

Warum stellen wir Kinder – unsere fortwährende Existenz – infrage? Warum sehnen wir uns nach einem idealisierten Gestern?

Wann wird endlich wieder alles so normal, wie es niemals war? Nie war etwas *so wie immer*. Wenn, dann nur *so wie früher*.

Und damit nicht besser als heute.

Doch was war denn früher?

Früher, das sind die Kindheitserinnerungen. Meine liegen im idyllischen Villnößtal, im Bergdorf St. Peter, das damals mehr oder weniger um die tausend Einwohner zählte, gelegen im Herzen Südtirols. Umzingelt von hohen, schönen Bergen: den Geislerspitzen! Wiesen, der Bach, der Wald, Kühe. Eine unbeschwerte Kindheit, ja, aber auch eine harte Kindheit.

Ob man Kinder in die Welt setzen sollte oder nicht, diese Frage stellte sich unseren Eltern damals überhaupt nicht.

Kinder waren Mittel zum Zweck. Vor allem bei den Bergbauernfamilien. Ein Kind war zwar ein Mund mehr, der gefüttert werden wollte, aber es waren gleichzeitig auch zwei Hände mehr, ein Kopf mehr, eine Arbeitskraft mehr. Kinder sicherten die Existenz. Die Bauernfamilien waren Selbstversorger. Sie lebten von ihrem Gemüse, von der Milch ihrer Kühe, vom Fleisch ihrer Schweine, den Eiern ihrer Hühner, vom Garten hinterm Haus.

Die Arbeit der Kinder wurde dringend gebraucht. Bauernfamilien im Villnöß der 1950er-Jahre hatten zahlreichen Nachwuchs. In manchen gab es sieben, in einigen zwölf Kinder. Handwerkerfamilien wie die des Schmieds, des Maurers, des Schneiders, des Bäckers oder des Steinmetzes hatten weniger. Denn in diesen Berufen konnten die Kleinen nicht als Arbeitskraft eingesetzt werden. Dennoch waren es auch hier meist drei, vier Kinder.

Erinnere ich mich daran, wie wir spielten, am Fluss, im Wald, Fußball auf einer Wiese, so habe ich Dutzende Kinder vor Augen. Doch viele starben auch. Das gehörte zum Alltag. Bei Begräbnissen wurden die kleinen weißen Säрге zum

Friedhof von St. Peter getragen. Die Musikkapelle spielte einen Trauermarsch. Kleine weiße Kreuze reihten sich aneinander. Es war nicht selbstverständlich, dass ein Kind lebt. Überlebt. Es bis ins Erwachsenenalter schafft. Das wussten die Familien.

Den Tod? Nahm man in Kauf, er war etwas Natürliches. Etwas Gegenwärtiges. Man rechnete stets damit.

Engelskinder wurden jene Kinder genannt, die nur ein paar Tage, Wochen, Monate zu leben hatten. Viele von ihnen starben schon bei der Hausgeburt auf den Höfen. Obwohl die Hebammen über viel Erfahrung verfügten, kamen sie dennoch oft an ihre Grenzen. Sie hatten ihr Wissen, das über Jahre und Generationen weitergetragen wurde, hatten ihre Hände, ihren Verstand, ihre Kraft. Ihren sechsten Sinn. Was sehr viel war. Aber oft einfach nicht genug. Eine Geburt zu Hause war ein Risiko, ein gefährliches Unterfangen.

Heute haben wir auf Geburtsstationen komplexe Gerätschaften zur Verfügung: elektronische Überwachungscomputer für das Ablesen der Herzfrequenz des Kindes und der Wehentätigkeit, Ultraschall-Equipment, Geräte für die Mikroblutanalyse bei Verdacht auf Sauerstoffmangel. Ein Team von jahrelang an Universitäten ausgebildeten Ärztinnen, Ärzten und Hebammen steht bereit, um Mutter und Kind zu unterstützen, das Risiko der Gefahr auf ein Minimum zu reduzieren. Heute stirbt bei der Geburt kaum noch ein Kind. Und auch keine Mutter. Im Normalfall.

Damals?

Steißlage? Das Kind riskierte zu sterben. Querlage? Da war das Todesrisiko für die Mutter enorm. Kaiserschnitt auf dem Hof irgendwo abseits in den Bergen? Gab es nicht.

Überlebte das Kind, warteten bereits die nächsten Gefahren: tödliche Infektionskrankheiten. Pocken, Tuberkulose, Masern, Kinderlähmung. Krankheiten, die wir heute dank Impfungen an den Rand gedrängt haben. Sie sind beinahe nicht mehr existent, größtenteils ausgerottet. Man kennt diese Krankheiten heutzutage gar nicht mehr, sie sind nicht mehr in unserem Bewusstsein. Ein großer Fortschritt der Medizin!

Damals jedoch waren sie allgegenwärtig. Sie gehörten zum Leben als Kind oder Jugendlicher einfach dazu. Die Kindheit und Jugend im Villnößtal meiner Erinnerungen war ein blindes Herumtappen zwischen diesen – manchmal tödlichen – Fallen.

Aber nicht nur im abgelegenen Tal. Auch draußen, hinter den Bergen, in den Städten. Auch in Brixen, in der Stadt, in der ich einige Jahre zur Schule ging.

Es war das Jahr 1966. Eine Scharlach-Endemie ging um. Neben dem städtischen Krankenhaus wurde eine Quarantänestation eingerichtet. Ganz ähnlich wie zuletzt in den Krankenhäusern bei der Covid-Pandemie. Jeden Tag saßen weniger Kinder in der Klasse der Klosterschule, die ich besuchte. Irgendwann waren wir nur noch zu dritt. Auch nachts im großen Schlafraum. Das war beängstigend. Wir wurden nicht mehr unterrichtet, tagelang lief ich durch die Arkaden des Klosters, meine Schritte hallten unter den Gewölben. Sonst war nichts zu hören, kein Schülergeschrei, kein Schimpfen der strengen Padres. Erst nach Wochen kehrten die ersten Mitschüler aus der Isolation zurück, dann kamen immer mehr. Aber nicht alle.

Die Kindheit war ein Kampf gegen Krankheiten in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts.

Die Trauer war da, natürlich, aber es war eine leise Trauer, eine in sich gekehrte. Beinahe eine schamhafte. Es gab kein großes Aufsehen. Es wurde nie laut ausgesprochen, aber eine Mutter, die ein Kind verlor, schämte sich. Ein Vater ebenso. Weil ein verlorenes Kind auch den Beigeschmack der Strafe in sich trug. Der Strafe Gottes. Es wurde geredet und gemunkelt im Dorf. Irgendeinen Grund wird der liebe Gott schon gehabt haben, das Kind sterben zu lassen. So dachten damals die Menschen in den Tälern, in den Bergdörfern.

Die Welt war klein damals. Die Berge umzingelten uns. Wir lebten unser Leben da unten im Tal. Der Allmächtige schaute zu uns herab.

Kinder waren der Lauf der Dinge. Wurde in einer jungen Familie über ein, zwei Jahre kein Nachwuchs geboren, klopfte eines Tages der Herr Pfarrer an die Tür, setzte sich in die Stube, ließ sich einen Kräutertee oder einen Schnaps bringen, fragte schließlich, was los sei. Ob denn alles in Ordnung sei.

Zu uns, zu den Messners, der Lehrerfamilie, kam er nie. Zumindest nicht aus diesem Grunde. Wir waren zu neunt. Ich hatte fünf ältere Brüder, zwei jüngere und eine ältere Schwester. Helmut, Reinhold, Günther, Erich, Waltraud, Siegfried, Hansjörg, Werner.

Weil das Lehrergehalt nicht reichte, hatten wir auch eine kleine Hühnerfarm. Jedes der Kinder half mit. Wir fütterten die Tiere, misteten die Ställe aus, sammelten die Eier ein,

wogen sie. Kam Vater von der Schule nach Hause, musste der Hof so sauber wie möglich sein. Ordnung war für ihn das Wichtigste. Ab und an nahm mein Vater mich mit, wenn er in die unterschiedlichsten Täler und Dörfer Südtirols fuhr, um die Küken und Jungtiere zu verkaufen. In Kartons mit Luftlöchern abgepackt. Manche Kartons waren für dreißig Küken, andere für fünfzig, einige nur für zehn.

Mein Vater besaß einen *Austin Mini Countryman*, Baujahr 1967, mit einem großen Kofferraum und einer Holzverkleidung am Heck. So fuhren wir in der Früh los, noch bevor es hell wurde. Wir besuchten Hof um Hof, lieferten die bestellten Küken ab; wenn abends auf dem Nachhauseweg im Kofferraum nichts mehr piepte und schrie, war mein Vater zufrieden. Alles verkauft. Dann spendierte er uns beiden oft ein Abendessen in einem Dorfgasthaus. Speckknödel in der Suppe. Er trank dazu ein Glas St. Magdalener, ich bekam eine Orangenlimonade. Manchmal, wenn Vater mich nicht brauchte, half ich bei Bergbauern aus, als Hirtenjunge, als Hilfskraft im Stall. Die Bauern waren glücklich, doch sie fristeten ein karges Leben. Ihr Alltag war hart.

Sie lebten in den typischen Bauernhöfen mit einem Unterbau aus Steinen und einem Aufbau aus Holz, daneben der Stadel. Die Rußküche war oft der einzige beheizte Raum. Von dort wurde aber in den kalten Wintertagen der überwölbte, weiß verputzte Kachelofen der Stube geheizt. Das Plumpsklo war am Ende eines Ganges oder Balkons. Uns unten im Tal ging es ein bisschen besser. Wir hatten fließendes Wasser, in den Zimmern wurde jedoch ebenso nicht geheizt. Wir Kinder schliefen in Stockbetten, jeweils vier in einem Raum, unsere Schwester hatte ein kleines Zimmer für sich.

Wenn wir froren, schlüpfen wir zusammen in ein Bett,

wärmten uns gegenseitig. Wir überlebten alle neun. Was keine Selbstverständlichkeit war. Erst später, als junge Erwachsene, kamen zwei meiner Brüder in den Bergen ums Leben. Günther am Nanga Parbat, 1970. Siegfried in den Vajolet-Türmen in der Rosengartengruppe, 1985. Beide Begräbnisse sind für alle Zeiten in meinem Hirn eingebrannt. Wir konnten es nicht fassen. Günther, vierundzwanzig Jahre alt ist er nur geworden, nicht mehr da. Siegfried starb mit fünfunddreißig Jahren. Vorbei. Ein Schock.

Den Tod der beiden Brüder, viel zu früh aus dem Leben gerissen, nahmen wir nicht als gegeben hin. Es waren schreckliche Unfälle. Auch der Tod von Babys, Kindern, jungen Erwachsenen war mit der Zeit unseres Älterwerdens, mit dem Heranwachsen unserer Generation, kein hingegenommenes Schicksal mehr. Und das ist gut so. Im Laufe der Jahrzehnte meines Lebens erstarkten unsere medizinischen Möglichkeiten, im Bereich der Neonatologie habe ich sie hautnah miterlebt, mitgestaltet.

In den vergangenen hundert Jahren hat sich die Säuglingssterblichkeit entschieden reduziert. Besonders in Europa. Die Kindersterblichkeit in den ersten fünf Lebensjahren ebenso. Und zwar um das Hundertfache, auf 3,5 pro tausend Kinder in Europa pro Jahr. Noch im Zweiten Weltkrieg war sie höher als die Anzahl der durch den Krieg gefallenen Soldaten.

Die Säuglings- und Kindersterblichkeit ist ein sensibler Indikator für das Wohlergehen und die Entwicklung einer Gesellschaft. In diesem Sinne ist sie ein Spiegelbild. Unsere Kinder sind das Spiegelbild unserer selbst.

Wir bewegen uns auf der Schwelle zu einer besseren

Welt – wenn wir nur wollen und danach handeln. Beispiele aus dem zuletzt so viel gescholtenen Gesundheitswesen: Wir sind kurz davor, Aids zu heilen, Krebs als lebensbedrohende Krankheit hinter uns zu lassen. Wir bringen Frühchen in der vierundzwanzigsten Schwangerschaftswoche wohlbehalten zur Welt. Dank modernster Medizin!

Ist unsere derzeit so chaotische, aus den Fugen geratene Welt trotz all dieser Errungenschaften tatsächlich kein guter Ort mehr für Kinder, für neues, menschliches Leben?

Ich erinnere mich daran, dass genau diese Frage schon einmal im Raum stand. Alles andere verdrängend. Lange ist es her. Ich war Medizinstudent. In Innsbruck. Zu Beginn der 1970er-Jahre. Uns jungen Menschen öffnete sich ein Leben voller Möglichkeiten. Ich schaute erstmals raus, hinter die Berge Südtirols, und sah: eine Welt in Flammen. Vietnamkrieg, Nordirlandkonflikt, Bombenanschläge im Baskenland, die blutige Revolte der *Roten Armee Fraktion* in Deutschland und die der *Brigate Rosse* in Italien.

Plötzlich war alles ganz nah. Vor der Haustür. In der Stube unseres Hauses, im Villnößtal, diskutierten wir mit Vater und Mutter über Richard Nixon und Ho Chi Minh. Wir waren von der Alpentraumwelt ins globale Geschehen katapultiert. Heile Welt? Vorbei! Wir Studenten führten heiße Diskussionen. Wir stellten alles infrage. Selbst den Menschen. Auch die Kinder.

Die Zeit war, frei nach *Hamlet*, aus den Fugen geraten, wie sie es auch heute ist. Es scheint mir, als hätten wir uns im Kreis gedreht. Wieder sind wir der Idylle entrissen. Der Idylle

